

Liebe Freunde und Wohltäter unseres Hauses Königstein

Das Haus der Begegnung in Königstein ist wiedereröffnet. Seit nunmehr fünf Jahren dient unser HAUS KÖNIGSTEIN als Haus der Begegnung und des Austauschs. Der Königsteiner Engel an der Hauswand und auch der Name HAUS KÖNIGSTEIN ist mehr als bloße Fassade: Bewusst und stolz führen wir die Tradition und die in die Zukunft weisende Botschaft dieses Namens weiter.

Wie gewohnt war unser Institut auch beim diesjährigen Sudetendeutschen Tag vertreten. Zahlreiche Freunde und Wohltäter fanden den Weg zu unserem Stand und lobten die Arbeit des Institutes nachdrücklich. Besonders das Themenheft zum Sudetendeutschen Tag „Nürnberg und Böhmen“ fand großen Anklang. Die Frage: „Wussten Sie, dass in Nürnberg, Erlenstegen ein alter Grenzstein Böhmens steht?“ verneinten die meisten Besucher. Allerdings war das Interesse geweckt und manch spannendes und weiterführendes Gespräch erwuchs aus dieser Eingangsfrage.

Für unsere ehrenamtlichen Mitarbeiter, die in diesem Jahr auch wieder tatkräftig mithalfen, war dies eine schöne Erfahrung: Unsere MITTEILUNGEN würden ja ohne ihre tatkräftige Hilfe – die häufig nur im Stillen, im Verborgenen geleistet wird – nicht diese Reichweite und diesen Erfolg erzielen.

Unsere Neuerscheinung konnten wir pünktlich zu Pfingsten aus der Druckerei abholen. Adolf Hampel signierte sein neues Buch „Mein langer Weg nach Moskau“ am Sonntag und sorgte mit seinen ausgewählten Erinnerungen für großes Interesse. Besonders unter jenen, die auf einer seiner zahlreichen Fahrten dabei gewesen waren und seinen „langen Weg nach Moskau“ ein Stückweit begleiten durften. Auf großes Interesse stoßen auch dieses Jahr wieder die Studien- und Wallfahrten, die das Institut unter Leitung von Prof. Dr. Grulich anbietet. Neben vielen neuen Interessenten kam auch manch Besucher unseres Standes ins Schwärmen und schwelgte in Erinnerungen an eine solche bereits erlebte Reise.

In mancherlei Hinsicht war der diesjährige Sudetendeutsche Tag besonders. Allenthalben traf die Auszeichnung Max Mannheimers mit dem Europäischen Karlspreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft auf große Zustimmung und seine Dankesrede bewegte viele Zuhörer.

Besonders die Sudetendeutsche Jugend, die der 1920 im nordmährischen Neutitschein geborene Mannheimer mit seiner Rede auch besonders in die Pflicht genommen hat. Nie zuvor besuchten so viele Tschechen den Sudetendeutschen Tag. Viele seit langem und regelmäßig; manche kamen neu hinzu. So auch einige Politiker, mit denen ich sprechen konnte. Frau Terezie Radoměřská (TOP 09) äußerte mir gegenüber den Wunsch, dass in einiger Zeit und nach weiteren Schritten ein Sudetendeutscher Tag in Marienbad und später in Brunn stattfinden solle. Jan Čížinský (KDU-ČSL) sagte mir nach dem Pontifikalamt, dass er „sehr beeindruckt und bewegt“ sei und sich schäme, weil die seitens der Sudetendeutschen lange ausgestreckte Hand nicht ergriffen werde. Petr Uhl, der 2009 mit dem Europäischen Karlspreis ausgezeichnet wurde, legte wegen der diffamierenden Berichterstattung im Tschechischen Fernsehen Beschwerde beim Fernsehrat ein. Durch die Behauptung, der Sudetendeutsche Tag sei auf den Jahrestag des Heydrich-Attentats gelegt worden, seien die Sudetendeutschen „gedemütigt und beleidigt“ worden, so seine Begründung. Dass mit TANDEM zum wiederholten Mal das Koordinierungszentrum des deutsch-tschechischen Jugendaustauschs zugegen war, fand in den tschechischen Medien leider kaum Erwähnung. Genausowenig die Teilnahme von ANTIKOMPLEX am Sudetendeutschen Tag, einer Bürgervereinigung, die sich für die „tschechische Reflexion der deutschen Geschichte in Böhmen, Mähren und Schlesien“ einsetzt.

Trotz allem gilt es, den Weg des Austauschs weiterzugehen. Gerade bei diesem Sudetendeutschen Tag hat sich gezeigt, dass durch die Teilnahme manch tschechischer Politiker ein Umdenken einsetzt. Jene Politiker wollen, dass über den Sudetendeutschen Tag fair berichtet wird und werden als Multiplikatoren ihren Teil dazu beitragen, das Schwarz-Weiß-Denken immer mehr zurückzudrängen. Sicher wäre es aber naiv zu glauben, diese Neuorientierung sei schnell und ohne Rückschritte möglich.

Unser HAUS KÖNIGSTEIN wird wie eh und je, sei es durch die vielen Wall - und Studienfahrten, die Publikationen oder den breitgestreuten, länderübergreifenden Austausch in diesem Sinne weiterarbeiten. Nicht zuletzt aber bleibt unser Institut mit dem Königsteiner Engel auch immer Haus der Begegnung und des geselligen Beisammenseins.

Matthias Dierßen

Königsteiner Haus der Begegnung eröffnet

Nach seiner Einweihung 1955 wurde es das schönste Tagungshaus Hessens genannt und nach dem Tode seines Initiators Prälat (und späterer Weihbischof) Adolf Kindermann 1974 schrieb ein Weggefährte Kindermanns von dem „ganz besonderen Anteil“ des Weihbischofs, „wenn heute das Königsteiner Haus der Begegnung in der ganzen Bundesrepublik, aber auch über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt ist als Tagungs- und Bildungsstätte, als Heimstatt mehrerer Forschungsinstitute, als Herausgeber von Dokumentationen und periodischen Zeitschriften, als bevorzugtes Zentrum vor allem religiöser und kirchlicher Veranstaltungen.“ Viele Vertriebene haben bedauert, dass mit der Auflösung der Königsteiner Anstalten sogar vom geplanten Abriss des Hauses der Begegnung gesprochen wurde. Dagegen wandten sich Königsteiner Bürger, die sich mit der Geschichte des „Vaterhauses der Vertriebenen“ beschäftigten und später Unterschriften sammelten, um dieses Denkmal der Nachkriegszeit zu erhalten.

Der Grundstein des Hauses war im August 1954 gelegt worden, seine Weihe erhielt es im September 1955 anlässlich des fünften Kongresses „Kirche in Not“. Zunächst unterstand das Haus der Begegnung dem Albertus-Magnus-Kolleg e.V., dem Rechtsträger der Königsteiner Anstalten als dem Vaterhaus der Vertriebenen. 1957 wurde als eigener Rechtsträger ein „Haus der Begegnung e.V.“ ins Leben gerufen. Das Albertus-Magnus-Kolleg war seitdem für die Philosophisch-Theologische Hochschule, für das Priesterseminar, das Gymnasium mit dem Internat und für das Priesterreferat verantwortlich, während Aufgaben des neuen eingetragenen Vereins „Haus der Begegnung“ die Tagungen, Kongresse, Lehrgänge und Exerzitien waren sowie der Unterhalt der Institute und Herausgabe der Periodika.

Zu Kindermanns Lebzeiten entwickelte sich das Haus der Begegnung stetig weiter. Seit 1958 erschien monatlich der „Digest des Ostens“ und im selben Jahre wurde das „Institutum Sinicum“ gegründet. 1960 folgte das „Institutum Balticum“ mit einem Jahrbuch „Acta Baltica“, 1964 das „Institutum Slavicum“, später auch der monatliche Informationsdienst „Religion und Atheismus in der UdSSR“, der deutsch und russisch erschien.

Flagschiff des Hauses der Begegnung waren die seit 1951 stattfindenden Kongresse „Kirche in Not“. Der erste war noch im holländischen Hilversum gehalten worden, alle weiteren seit 1952 in Königstein. Ihre Erfolge trugen wesentlich dazu bei, dass Prälat Kindermann die Notwendigkeit eines großen Tagungshauses erkannte und den Bau in Angriff nahm. Die Gäste kamen aus aller Welt. Beim

25. Kongress „Kirche in Not“ waren es 580 Gäste aus 32 Nationen. Dass auch nach Kindermanns Tod, als sein Werk schrittweise verfiel und Internat, Seminar und Hochschule geschlossen wurden, der internationale Kongress Kirche in Not bis 1995 in Königstein abgehalten wurde, zeigt seine Bedeutung. Der Kongress analysierte nicht nur die Lage der Kirche im Osten Europas, sondern bald auch im Nahen Osten und in der Dritten Welt. Es kamen Menschenrechtler aus vielen Nationen zu Wort, es referierten nicht nur Katholiken, sondern auch Vertreter der Orthodoxie und der protestantischen Kirchen.

Neben regelmäßigen Schulungskursen der Ostakademie und Tagungen katholischer Verbände veranstaltete das Haus der Begegnung regelmäßig internationale Theologentagungen, Fachkonferenzen für Völkerrechtler zum Problem des Rechtes auf Heimat, sowie Erfahrungsaustausch katholischer und evangelischer Kirchenmänner über die Versöhnung mit den östlichen Nachbarvölkern. Verschiedene Tagungen brachten dabei „Königsteiner Erklärungen“ hervor, nicht nur die „Königsteiner Erklärung“ der Deutschen Bischofskonferenz zur Geburtenkontrolle, sondern auch eine „Königsteiner Erklärung“ heimatvertriebener Priester zum Weltfriedenstag 1972, die Weihbischof Kindermann in Rom persönlich im Vatikanischen Staatssekretariat überreichen konnte. Schon 1951 sprach die Presse nach der Rede des tschechischen Generals Lev Prchala vom „Ruf aus Königstein“. Im Haus der Begegnung wurde auch bei einer Konferenz der katholischen Militärseelsorge der „Königsteiner Offiziers-Kreis“ (KOK) gegründet, der als sein Zeichen den Königsteiner Engel übernahm. Er ziert bis heute die Zeitschrift der Arbeitsgemeinschaft katholischer Soldaten. Hohe kirchliche Würdenträger tagten und referierten im Haus der Begegnung, katholische Kardinäle, Bischöfe und Metropoliten der Ostkirche, Bundeskanzler, Minister und Politiker wie der Bruder des Dalai Lama gleich nach der Flucht seines damals jungen Bruders.

Franz-Josef Strauß schrieb in einem Grußwort an den Kongress „Kirche in Not“, wenn es ihn nicht schon lange Jahre gäbe, müsste man ihn erfinden. Die 1946 geschaffenen Königsteiner Anstalten sind seit ihrer Liquidation 1996 nicht mehr präsent. Geblieben ist aber das Hilfs-Werk „Kirche in Not“ des holländischen „Speckpaters“ Werenfried van Straaten, das dem Namen Königstein noch heute in über 140 Ländern einen guten Klang gibt. Geblieben ist nun auch das Haus der Begegnung nach seiner Übernahme durch die Stadt Königstein. Nach Kämpfen um seinen Abriss oder seinen Erhalt ist es neu entstanden nach der fachmännischen Renovierung und Wiederherstellung. Das war nur möglich, weil sich für seine Rettung engagierte Königsteiner Bürger einsetzten.

Bei einem festlichen Konzert zur Wiedereröffnung dankte Reinfried Vogler als Präsident der Bundesversammlung der Sudetendeut-



Der renovierte Innensaal bei der feierlichen Eröffnung

schen Landsmannschaft zwei Königsteinern, die sich um die Erhaltung dieses Hauses verdient gemacht hatten: Manfred Colloseus und Dr. Christof Loch. „Königstein war durch fünf Jahrzehnte das „Vaterhaus der Vertriebenen“, seitdem Professor Adolf Kindermann hier nach dem Krieg seit 1946 das aufbaute, was später als Königsteiner Anstalten bekannt wurde: Hochschule, Priesterseminar, Gymnasium, verschiedene Institute und vor allem seit 1955 das Haus der Begegnung“, betonte Reinfried Vogler. Er erinnerte daran, dass im Vorjahr in Königstein von Kardinal Meisner das Denkmal für die drei „Königsteiner Kirchenväter“ eingeweiht worden war. „Bischof Kaller starb schon 1947, aber Prälat Kindermann und Pater Werenfried haben sein Werk weiter getragen und ausgebaut. Weihbischof Kindermann war ein überzeugter Sudetendeutscher. Viele Menschen in ganz Deutschland erinnern sich noch an seine lebendigen Predigten auf den Sudetendeutschen Tagen. Die Sudetendeutsche Volksgruppe hat ihm 1965 den Großen Sudetendeutschen Kulturpreis verliehen und im selben Jahr seinem Freund und langjährigem Weggefährten Pater Werenfried van Straaten den Europäischen Karlspreis als höchste Auszeichnung der Sudetendeutschen Landmannschaft. Ohne beide wäre das Haus der Begegnung nicht entstanden, das in der Tradition der 1951 begonnenen Kongresse „Kirche in Not“ Königstein zum Treffpunkt vieler Nationen machte“.

Dass man dieser beiden großen Männer heute noch gedenke, dass sie auf dem Denkmal auf dem Werenfried-Platz an der Kinder-

mannstraße überlebensgroß zu sehen seien und dass ihr gemeinsames Werk, eben dieses Haus der Begegnung, neu erstanden sei, habe man Königsteiner Bürgern zu verdanken.

„Sie haben sich seit Jahren für die Idee Königstein engagiert, haben durch Unterschriftenaktionen den Abbruch dieses Hauses verhindert und im Vorjahr das Denkmal errichten lassen. Nicht die Amtskirche, sondern wache Bürger haben dies für die Königsteiner Kirchenväter geleistet, wie Kardinal Meisner im Vorjahr schrieb.

Ich darf deshalb im Namen des Sprechers der sudetendeutschen Volksgruppe Herrn Manfred Colloseus und Herrn Dr. Christof Loch diese Dankurkunde überreichen. Beide haben die Bedeutung Königsteins als Stadt des Aufbaus und der Versöhnung erkannt und haben – angefangen von der Unterschriftenaktion bis zur Errichtung des Denkmals – viel geleistet. Herr Colloseus hat sich zum derzeit wohl besten Kenner der Geschichte der Königsteiner Anstalten weiterentwickelt und Herrn Dr. Loch hat als Arzt das Denkmal entworfen und es so gestaltet, dass kein Künstler es besser gemacht hätte. Ihnen beiden, Herr Colloseus und Herr Dr. Loch, gilt der Dank der sudetendeutschen Volksgruppe“.

Vogler schloss mit der Hoffnung, dass das Beispiel der Beiden Vorbild für viele Bürger sein möge und dass Königstein weiterhin eine Stadt des Aufbaus und der Versöhnung bleibe, und dankte auch ausdrücklich dem Bürgermeister Leonhard Helm.

Matthias Dierßen

Wiedergutmachung von Unrecht ist Aufgabe aller Christen

Die vergessene Königsteiner Erklärung zum Welttag des Friedens vor 40 Jahren.

Königstein hat im Laufe seiner Nachkriegsgeschichte mehrfach auf Konferenzen und Tagungen Akzente gesetzt. Manche Beschlüsse, die hier von Fachleuten gefasst wurden, werden noch heute als Königsteiner Erklärung bezeichnet und zitiert, wie z. B. die Aussagen der deutschen Bischöfe zur Geburtenkontrolle auf einer Bischofskonferenz 1968 in Königstein. Manche anderen Königsteiner Erklärungen sind weniger bekannt oder sogar vergessen wie eine Königsteiner Erklärung der heimatvertriebenen Visitatoren und Diözesanvertriebenenseelsorger zum Weltfriedenstag 1972. Weihbischof Adolf Kindermann hatte schon seit 1947 noch als Prälat und Initiator des Priesterreferates die heimatvertriebenen Priester nach Königstein eingeladen. Später versammelte er zweimal im Jahr die von ihren Bischöfen in den westdeutschen Bistümern beauftragten Diözesanvertriebenen-

seelsorger in Königstein, das unter seiner Leitung zum „Vaterhaus der Vertriebenen“ geworden war. Seit 1968 hatte Papst Paul VI. den „Welttag des Friedens“ für den 1. Januar bestimmt. 1972 hatte er in seiner Botschaft für den Weltfriedenstag betont:

„Wenn du den Frieden willst, setze dich ein für Gerechtigkeit!“ Und er hatte weiter erklärt: *„Der Friede ist trügerisch, der einzig und allein durch das Übergewicht der Macht und der Gewalt aufgezwungen worden ist.“*

Damals war die Diskussion um die Ostverträge entbrannt, weshalb sich auch die Vertriebenen zu Wort meldeten.

Auf ihrer Herbstkonferenz in Königstein gaben damals die Vertriebenenseelsorger der Diözesen in der Bundesrepublik in Gemeinschaft mit dem Beauftragten der Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, Bischof Janssen von Hildesheim, dem Weihbischof Dr. Kindermann in Königstein, und den Ostordinarien und Visitatoren der Ostdiözesen, und zwar für Ermland, Breslau, Danzig, Schneidemühl, Glatz und Branitz, eine bedeutende Erklärung zum Welttag des Friedens ab. Sie nahmen Aussagen von Papst Johannes XXIII. aus seiner Enzyklika „Pacem in terris“ zur Grundlage:

„Die Beziehungen der menschlichen Gesellschaft müssen verankert werden in der Wahrheit, der Freiheit, der Gerechtigkeit und Liebe.“

- Dadurch sei die Verpflichtung zur Wiedergutmachung von Unrecht und zur Aussöhnung der Völker allen Christen aufgegeben. Auch die Seelsorger unter den Heimatvertriebenen hätten dieser Aufgabe in besonderer Weise zu dienen.

- Daher hielten es die Priester für ihre Pflicht, auch zu den Verträgen Stellung zu nehmen, die das Verhältnis zu unseren östlichen und südöstlichen Nachbarn regeln sollten.

- Entschieden lehnten es die Priester ab, dass solche Verträge als Wiedergutmachung des unter Hitler geschehenen Unrechts begründet und gewertet wurden.

- Die Wiedergutmachung, die berechtigterweise für das Unrecht der Hitlerzeit gefordert werden konnte, hatte eine unübersteigbare Grenze in den Menschenrechten jener Deutschen, die keinerlei unmittelbare Schuld an jenem Unrecht hatten.

- Die Vertreibung der Deutschen stelle eine millionenfache Verletzung der Menschenrechte dar. Und niemand kann den dadurch geschaffenen Unrechtszustand als berechtigte Wiedergutmachung für das den Polen oder Tschechen angetane Unrecht bezeichnen, auch wenn das bis heute gesagt wird.

- Die Aussöhnung zweier Völker könne nur zustande kommen, wenn das ganze zwischen ihnen liegende Unrecht von beiden Seiten anerkannt werde und der Wille zur Wiedergutmachung auf beiden Seiten vorhanden sei.

• In Erschütterung und Scham verurteilten die Priester auf das schärfste das furchtbare Unrecht, das zur Zeit des Nationalsozialismus den Völkern im Osten Europas angetan wurde.

• Deshalb durften sie auch erwarten, dass die Vertreibung der Deutschen aus ihrer Heimat nicht mehr länger als historisch oder moralisch gerechtfertigt, verteidigt oder totgeschwiegen werde.

Sie erklärten wörtlich:

„Wir sind uns bewusst, dass die Wiedergutmachung des den Polen unter Hitler angetanen Unrechts noch nicht endgültig abgeschlossen ist. Wir müssen aber auch darauf hinweisen, dass das Unrecht der Vertreibung durch das Festlegen von Grenzen oder durch einen den Vertriebenen abverlangten Verzicht nicht beseitigt und die Pflicht zu einer zumutbaren Wiedergutmachung dieses Unrechts nicht ausgelöscht werden kann.“

Das große Zeugnis christlicher Versöhnungsbereitschaft, das die polnischen Bischöfe schon 1965 beim Abschluss des Konzils, aber auch mit ihren Gläubigen in Tschenschow mit dem Ruf: *„Wir vergeben und bitten um Vergebung!“* abgelegt hatten, machten sich die Königsteiner Unterzeichner ausdrücklich zu eigen. Sie wiesen aber auch mit Recht darauf hin, welchen Beitrag die deutschen Vertriebenen zur deutsch-polnischen Aussöhnung geleistet hatten, indem sie jenen verziehen, die ihnen Unrecht getan, und dass sie sich bei der grundsätzlichen Verteidigung ihres Rechts auf die Heimat frei von Verbitterung, Abneigung und Gedanken der Vergeltung zeigten. Die Sicherung des Rechts auf die Heimat sei ein Anliegen, das die ganze Welt angehe.

Die Erklärung wurde damals auch in italienischer Sprache in Rom überbracht. Obwohl Weihbischof Kindermann 1970 einen Schlaganfall erlitten und eine Operation wegen eines Gehirntumor überstanden hatte, konnte er 1972 mit Clemens Riedel, dem Sprecher der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen (AKVO) nach Rom fliegen, um im Päpstlichen Staatssekretariat diese Erklärung vorzustellen. Der sudetendeutsche Publizist und Redakteur des „IWO“ (Informationsdienst West-Ost) und der Speckpater Werenfried van Straaten waren dabei, als Kindermann im Vatikan die Erklärung übergab.

Rudolf Grulich

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Institutes auch weiterhin
durch Ihre Spende!**



Dr. Ivan Chalupecký 80 Jahre alt

Zu seinem 70. und 75. Geburtstag waren bereits Würdigungen seines Schaffens erschienen, deutsch im „Karpatenjahrbuch“, slowakisch in „Form archivum“. Da ich ihn erst kürzlich nach seinem 80. Geburtstag vital und sprüh-

hend vor Wissen erlebte, seien ihm diese Zeilen zugeeignet: Dr. Ivan Chalupecký, der am 16. März 1932 in Zipser Neudorf geboren wurde, in einer deutsch-slowakischen Familie, in der auch das Ungarische als eine der drei Sprachen der Slowakei heimisch war. Er besuchte als Katholik das traditionsreiche Deutsche Evangelische Gymnasium A.B. in Käsmark, nach dem Krieg die slowakische Schule in Theißholz. Das Eintreten für die Kirche brachte ihm 1951 vor der Matura den Ausschluss aus der Schule, Haft und Zwangsarbeit im Steinbruch, dann in der Ziegelei und im Bergwerk. Erst 1955 wurde ihm erlaubt, die Matura nachzuholen und im Archiv in Leutschau eine Arbeit anzutreten. Das Leutschauer Archiv war damals noch eine Filiale des Staatsarchivs von Kaschau. Als Externer studierte er (im Fernstudium) Geschichte und Archivwesen. Als sich die politischen Verhältnisse in den 60er Jahren besserten, konnte Chalupecký promovieren und wurde infolge des Prager Frühlings Direktor des inzwischen selbständigen Staatlichen Archivs in Leutschau. Durch die von den Kommunisten zynisch „Normalisierung“ genannte Rückkehr der alten Verhältnisse, wurde ihm die Leitung des Archivs wieder entzogen, aber er durfte weiter im Archiv arbeiten, weil man seine Arbeit brauchte. Erst die Wende nach der sogenannten „Samtenen Revolution“ brachte seine Rehabilitierung und seine Wiedereinsetzung als Direktor des Archivs.

Was er seitdem leistete, kann hier nur angedeutet werden. Seine Vorlesungen über Kirchengeschichte und Archivwesen am Priesterseminar und am Theologischen Institut der Diözese Zips und an der katholischen Universität in Rosenberg, seine Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Gremien wie dem Kreis der Zipser Historiker, seine Bücher und Artikel machten ihn zu einer Persönlichkeit, von der der karpatendeutsche Slowakeifachmann Ernst Hochberger im Karpatenjahrbuch schrieb, er kenne ihn „als den besten Kenner der Zips, als hervorragenden Wissenschaftler, als den kenntnisreichsten Archivar

der Slowakei, schließlich als liebenswerten Menschen, der selbst in der Zeit der schlimmsten Verfolgungen unseren christlichen Glauben gelebt und diesem gedient hat“.

Wer sich heute mit der Geschichte der Zips beschäftigt, kommt an den Werken Chalupeckýs nicht vorbei: Er verfasste Ortschroniken, stellte Kunstwerke und über hundert Persönlichkeiten seiner Heimat in biografischen Porträts vor und brachte uns die Kirchengeschichte der Zips und ihrer angrenzenden Gebiete nahe. Eines seiner Hauptarbeitsgebiete war die Erforschung des Schaffens seines Landsmanns Paul von Leutschau, eines Zeitgenossen von Veit Stoß und Tilmann Riemenschneider, denen er ebenbürtig war. Nicht nur der Altar der Jakobuskirche in Leutschau, der höchste Schnitzaltar der Welt, stammt von diesem Künstler, sondern auch viele Werke in der Zips und in der übrigen Slowakei. Chalupecký hat über Meister Paul geforscht, hat ihm ein eigenes Museum in Leutschau eingerichtet und auch einen Film über ihn gestaltet. Seinem deutschen „Führer durch die Archive der Slowakischen Republik“ verdanke ich wie auch dem Menschen und Lehrer Ivan Chalupecký sehr viel. Gott gebe ihm noch lange Jahre des Schaffens für Kirche und Heimat.

Rudolf Grulich

Ein wahrer Heimatpriester

Zum 30. Todestag von Pater Bernhard Tonko

Am 28. April 1982 starb in München Pater Bernhard Jakob Tonko. Sein Todestag jährte sich heuer zum 30. Male, aber in diesem Jahr war auch sein 100. Geburtstag. Das ist für uns ein Anlass, dieses ruhelosen Heimatpriesters, Mitarbeiters und Freundes des „Speckpaters“ Werenfried van Straaten zu gedenken. Pater Bernhard war nach der Vertreibung aus seiner Heimat ein wahrer Vater aller Heimatvertriebenen in Österreich und durch Jahrzehnte mit dem Werk „Kirche in Not“ eng verbunden.

Jakob Tonko wurde am 4. März 1912 in Troppau in Österreichisch-Schlesien geboren. Als Schüler des Gymnasiums seiner Heimatstadt maturierte er daselbst im Jahre 1930. Zunächst studierte er zwei Jahre an der Technischen Hochschule in Prag. Durch die Jugendbewegung Staffelstein angeregt, fühlte er sich aber immer mehr zum Ordens- und Priesterberuf hingezogen und trat 1932 in die Böhmisches Provinz der Augustiner-Eremiten ein, wo er den Namen Bernhard erhielt. Nach dem Noviziat in Böhmisches-Leipa studierte er von 1933 bis 1937

Theologie an der Deutschen Universität in Prag. 1937 wurde er zum Priester geweiht. Es folgte dann ein Jahr Dienst beim tschechischen Militär an der Offizierschule in Prag. Von 1938 bis 1946 wirkte er als Seelsorger an verschiedenen Kirchen in und um Böhmisches-Leipa, ehe er wie seine drei Millionen sudetendeutscher Landsleute und mehr als 1600 deutscher Priester seine Heimat verlassen musste. Seine Bestellung zum Flüchtlingsseelsorger der Caritas der Erzdiözese Wien war bereits der Beginn seines Jahrzehnte langen Wirkens im Dienst an den Vertriebenen und Notleidenden, dem er sich mit der ihm eigenen Gründlichkeit mit letzter Hingabe widmete.



Pater Bernhard Jakob Tonko

Am 1. Januar 1959 berief ihn die Österreichische Bischofskonferenz zum Generalsekretär der Österreichischen Caritas und ernannte ihn ab 1974 zum Nationaldirektor für die Ausländerseelsorge. Im Jahre 1968 wurde ihm das Große Goldene Ehrenabzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen. 1976 ehrte ihn der Kardinal von Wien mit der Ernennung zum Erzbischöflichen Konsistorialrat. Ab 1952 war er auch Seelsorger der Studentenverbindung Danubia und mehr als 30 Jahre lang Beirat für die Heimatgruppen Nordböhmern und Troppau. Die jährlichen Gedenkfeiern für die verstorbenen Heimatvertriebenen in St. Augustin aber auch die Sudetendeutschen Tage waren ohne Pater Bernhard nicht denkbar.

Voll Klugheit und Umsicht wirkte er jahrzehntelang als Prior und Provinzoberer. Unter seiner Leitung wurden nach dem Krieg die sudetendeutschen Augustinerkonvente Wien 1951, Stuttgart 1953, Günzburg 1956 und Zwiesel 1962 gegründet. So humorvoll er in Gesellschaft war und umsichtig und stets aufmunternd im Umgang mit den Mitbrüdern, so kompromisslos war er gegen sich selbst und so gradlinig und treu als Priester und Ordensmann. Er gehörte noch der Generation wahrer Heimatpriester an, die in der Not der Vertreibung die Werte des Propheten in der Verbannung in Babylon aufgriffen: „Tröstet mein Volk!“ Sie waren echte Hirten und Seelsorger und lebten für Kirche und Volksgruppe.

Rudolf Grulich

Marburg an der Drau: Die Kulturhauptstadt Europas 2012 ist auch ein Wallfahrtsort

Die Steiermark ist vielen Marienverehrern bekannt, denn der größte österreichische Wallfahrtsort Mariazell liegt in diesem Bundesland. Als die Steiermark noch ein Erzherzogtum und habsburgisches Kronland war, war sie viel größer, denn Österreich verlor nach dem Ersten Weltkrieg im Frieden von St. Germain die Untersteiermark mit Marburg an der Drau, heute als Maribor die zweitgrößte Stadt Sloweniens, die 2012 Kulturhauptstadt Europas ist.

Im Stadtbild der Altstadt ist die jahrhundertelange Zugehörigkeit zu Österreich noch klar ersichtlich. Vom Marktplatz ist es nicht weit zum Dom mit seinem mächtigen Turm. Aus dem 12. Jahrhundert stammend und als romanische Pfeilerbasilika erbaut, wurde die Kirche im 16. Jahrhundert erneuert. Im gotischen Chor steht das Standbild von Bischof Anton Maria Slomšek, der im Jahre 1859 den Bischofssitz von St. Andrä im Lavanttal nach Marburg verlegte. Aber erst 1964 wurde der Name der Diözese Lavant in Maribor geändert. Im Jahre 2006 wurden auf dem Gebiet der Diözese die beiden neuen Diözesen Cilli und Olsnitz errichtet und Marburg zum Erzbischofssitz und zur Kirchenprovinz erhoben. 1999 war Papst Johannes Paul II. in der Stadt, um im Dom Bischof Anton Slomšek selig zu sprechen. Neben dem Dom und der barocken Kirche des hl. Aloisius ist die monumentale Franziskanerkirche ein Hauptanziehungspunkt der Gläubigen. Ihr pseudogotischer Monumentalstil, der das Einweihungsjahr 1900 vertritt, ist der Geschmack der ausgehenden 19. Jahrhunderts. Falsche Romantik und Anlehnung an ein idealisiertes Mittelalter schufen die 58 Meter hohen mächtigen Türme, die mit der dreischiffigen Basilika seitdem das Stadtbild Marburgs entscheidend prägen. Auch im Innern atmen die sakralen Motive, die Ornamentik und die Altäre des Marburger Steinmetzes Karl Kocijančič den Geschmack der bildenden Kirchenkunst des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Was bis heute Gläubige in großer Zahl aus ganz Slowenien hierher zieht und Maribor auch zum Wallfahrtsort macht, ist die Statue der Mutter der Barmherzigkeit auf dem Hauptaltar. Durch sie war Marburg vor dem Ersten Weltkrieg ein bekannter Wallfahrtsort Österreichs. In dem 1913 erschienenen Buch von Alfred Hoppe, „Des Österreichers Wallfahrtsorte“, wird Marburg noch vor Wallfahrtsorten wie Mariachein in Böhmen, Albendorf in der Grafschaft Glatz, Weissenstein in Tirol oder dem Heiligen Berg bei Olmütz eingereiht. Damals wurden jährlich über 3000 Messen fremder Priester gelesen, dazu kamen

zehn ständig anwesende Franziskanerpatres. Die Zahl der Besucher betrug damals am Vorabend des Ersten Weltkrieges jährlich 150 000. Hauptfest war und ist der 25. Januar, der Jahrestag der Übertragung des Gnadenbildes, an dem in der alten Donaumonarchie drei Predigten in slowenischer und drei Predigten in deutscher Sprache gehalten wurden.

An der Stelle der heutigen Basilika stand früher eine Marienkirche mit einem Kapuzinerkloster, das Kaiser Joseph II. im Jahre 1784 aufheben ließ. Zunächst übernahmen die Minoriten die Kirche und übertrugen die Marienstatue mit dem Jesuskind hierher. Diese Statue hatte die fromme Gräfin Johanna Felicitas Khünburg 1746 vom Pfarrer in Gonobitz (Slovenske Konjice) in der Südsteiermark erhalten: „weil demselben alte, schlecht gekleidet, in keiner Hochachtung ware, sintemalen schon eine andere neue anstatt selber verfertigt“, heißt es in einem alten Bericht. Die Gräfin restaurierte die Statue in Graz, bekleidete sie mit kostbaren Gewändern und ließ sie in der Schlosskapelle zu Freibüchl aufstellen, wo sie bald zahlreiche Gläubige aus der Umgebung verehrten. Schon am 25. Januar 1747 ließ die Gräfin das Marienbild in die Minoritenkirche nach Marburg bringen, wo in dieser Zeit die schwarzen Franziskaner, die auch Franziskanerkonventualen heißen, seit 1284 ein Kloster besaßen. Als 1784 auch dieses Kloster aufgehoben wurde, den Minoriten aber das Kapuzinerkloster angewiesen wurde, kam die Statue hierher in die sogenannte „windische Pfarrgemeinde“ in der Grazer Vorstadt. Als die Kirche im 19. Jahrhundert zu klein wurde, legte man 1892 den Grundstein zum heutigen Bau, der am 11. August 1900 eingeweiht wurde. Schon im Jahre 1906 erhielt die Kirche den Rang einer Basilika.

Das Gnadenbild ist aus Lindenholz geschnitzt und mit Kleidern des 19. Jahrhunderts umhüllt. Es wurde vielfach kopiert, seitdem zahlreiche Wallfahrer aus Österreich und Ungarn kamen. Im Volksmund hieß es „Die schöne Muttergottes“, dann auch „Die Geschwinde“, weil man sich hier schnelle Gebetserhörung versprach.

Bei der Bombardierung Marburgs im Zweiten Weltkrieg litt die Franziskanerkirche. Die bunten Kirchenfenster wurden vernichtet, so dass seitdem die Kirche viel heller ist. Im Presbyterium hat 1960 der Maler Stane Kregar neue Fenster und Wandmalereien in dem für ihn typischen Stil geschaffen.

Für Deutsche und Österreicher, die im ehemaligen Jugoslawien zur Adria fuhren und heute nach Kroatien, war und ist Slowenien meist nur ein Durchgangsland. Dieses Slowenien, das seit 1992 ein anerkannter selbständiger Staat ist und seit 2004 auch Mitglied der EU, hat aber zahlreiche Wallfahrtsorte und ist marianische Pilgeraufenthalte wert.

Von der italienischen und österreichischen bis zur kroatischen und ungarischen Grenze ist das katholische Slowenien mit Wallfahrtsorten übersät, die außer Brezje, dem „Slowenischen Lourdes“ meist nur lokale Bedeutung haben. Der Tourist sieht auf vielen Bergen und Hügeln die Kirchen, lässt sie aber im wahrsten Sinne des Wortes links liegen. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges schrieb Alfred Hoppe 1913 in seinem Buch „Des Österreichers Wallfahrtsorte“: „Die slowenischen Länder zeigen allesamt einen hervorstechenden Zug. Sie zeichnen sich durch die große Menge ihrer Bergheiligtümer aus. Wo immer die Natur eine schön hervortretende Höhe bietet, baut der fromme Slowene eine Kirche hinauf. So ist es bekannt, dass man von St. Peter aus, einem kleinen Dorf in der Nähe von Brezje, mit freiem Auge 120 Kirchen erblicken kann. Die Gesamtzahl der Bergkirchen in den slowenischen Ländern wird nach unserer oberflächlichen Schätzung die Zahl 1000 wohl erreichen oder übersteigen.“

Da die meisten dieser Kirchen den größten Teil des Jahres leer stehen oder nur an bestimmten Tagen in Prozessionen oder auch von einzelnen Pilgern aufgesucht werden, macht Hoppe im Nachtrag seines Wallfahrtsbuches „Spezielle Bemerkungen für das Kronland Krain“ und einen konkreten „Vorschlag für das Volk der Slowenen“. Er stellt bei aller Bewunderung fest: „Das Volk der Slowenen zersplittert bei diesen fortwährenden Bauten seine besten Kräfte, so dass das Endergebnis ein wesentlich minderes ist, als es tatsächlich der Fall sein könnte, wenn diese hundertfachen Einzelkräfte sich zu einem einzigen gewaltigen Werke vereinigten. Darum geht unser Vorschlag dahin: Das Volk der Slowenen stelle für einen gewissen Zeitraum, sagen wir 50 Jahre, all die Einzelbauten ein, und baue auf einem hierfür geeigneten Berge irgend ein grandioses, nationales Monument der Frömmigkeit.“ Hoppe hatte sich auch schon in der Krain und der Südsteiermark „gelegentlich nach einem Berge umgesehen, der so recht passend für unsere Idee wäre. Es gäbe etliche in diesem schönen Berglande, aber keiner wäre wohl so geeignet wie die Šmarna Gora, der Gallenberg, der im Herzen von Krain, nahe der Hauptstadt Laibach gelegen, von allen Seiten weithin sichtbar ist.“ Der Erste Weltkrieg hatte solche Pläne nicht realisieren lassen. Der Gallenberg hat seine Kirche behalten und blieb einer der kleineren Wallfahrtsorte Sloweniens.

Besonders beeindruckend ist aber Maria Neustift bei Pettau, dem heutigen Ptujška Gora, hinter dessen heutigem Namen Ptujška Gora wohl kaum ein Tourist den alten deutschen Namen vermutet. Pettau, slowenisch Ptuj, war schon im Altertum unter dem Namen Poetovium ein christlicher Bischofssitz. Der hl. Viktorinus von Pettau, der unter Kaiser Diokletian als Märtyrer starb, ist den Patrologen bekannt, denn er war der erste Bibelexeget der lateinischen Kirche. Der

Mariensäule in Marburg an der Drau



heilige Hieronymus schrieb über ihn, dass sein Griechisch besser gewesen sei als sein Latein, weshalb manche Theologen ihn für einen Griechen halten. Er konnte so der lateinischen Kirche das reiche Erbe griechischer Exegese vermitteln. Der Festtag des hl. Viktorinus wird am 2. November begangen.

Auf dem Pettauer Feld weist uns auf der Straße von Marburg nach Kroatien ein kleiner Wegweiser die Richtung: Ptujška Gora. Fruchtbare Felder mit Weinstöcken geben dem steirischen Heimatlied recht, das noch bekennt, dass die Steiermark einst größer war: „...bis zum Wendenland am Bett der Sav, bis zum Rebenland im Tal der Drav“ erstreckte sich bis 1919 dieses österreichische Kronland. 115 Meter über der Ebene liegt dann die Wallfahrtskirche, deren Verteidigungsmauer an die Nöte der Türkenzeit mahnt. Von außen schlicht, mit kahler Vorderfront, gotischen Strebepfeilern und einigen Statuen am Portalaufgang, überrascht die Kirche mit ihrem lichten Innern die Besucher. Nach oben strebende Gotik, schlanke Pfeiler, elegantes Rippenwerk im Gewölbe – vor allem aber das Gnadenbild, das sich in den Bau harmonisch einfügt und stumm in die Kirche zwingt.

Es ist eine Schutzmantelmadonna, aus einem einzigen zwei Meter breiten Steinblock gehauen, unter deren von Engeln gehaltenem Mantel sich die Menschheit flüchtet: Ein Papst und Bischöfe, Ritter und Handwerker, Frauen, Männer und Kinder. Noch gebannter als wir müssen die Gläubigen gewesen sein, die in die Wehrkirche eilten, wenn die Türken nahten.

Damals war die Bitte „Maria, breit den Mantel aus“ keine hohle Floskel, denn „unter ihren Schutz und Schirm“ floh man buchstäblich, so auch 1475, als die Türken das gesamte Drautal verheerten, die Kirche aber schonten. Der weite Mantel gilt in vielen Kulturkreisen als Schutzsymbol. Als ältestes griechisches Mariengebete aus dem 4. Jahr-

hundert, das unter Karl dem Großen ins Lateinische übertragen wurde, kennen wir das „Unter Deinem Schutz und Schirm“. In Konstantinopel wurde in der Blachernenkirche der Mantel Mariens verehrt, den die Gottesmutter über die oft bedrohte Stadt breitete. Seit dem Mittelalter sind unzählige Darstellungen der Schutzmantelmadonna bekannt. In der Türkennot der Neuzeit entstand das Lied „Maria breit den Mantel aus“, das erstmals in Innsbruck 1640 gedruckt wurde:

Maria breit den Mantel aus,
mach Schirm und Schild für uns daraus;
lass uns darunter sicher stehn,
bis alle Stürm vorüber gehn.
Patronin voller Güte,
uns alle Zeit behüte.

Der Entwurf der Kirche in Maria Neustift wird Schülern des berühmten Prager Dombaumeisters Peter Parler zugeschrieben. Auch sonst gibt es viele, heute kaum mehr bekannte Beziehungen Sloweniens zu Böhmen und Mähren, aber auch zu anderen Gebieten der alten Donaumonarchie. Zwei Meister, Brüder aus Bruneck in Südtirol schufen die gotischen Fresken in der Vorhalle der Kirche, die außer dem Gnadenbild der größte kulturelle Reichtum in Maria Neustift sind. Im vorderen Teil des Kirchenraums ist auf Statuen an den Wänden die Heilige Sippe, der ganze Clan der Familie Jesu und Mariens dargestellt. Da heißt es an Statuen „avus“ oder „avia“ oder „cognatus bzw. cognata“ des Herrn, also Großvater oder Großmutter oder Verwandter bzw. Verwandte Jesu. Es zeigt den Familiensinn der Slawen, nicht nur Jesus, Maria und Josef als Heilige Familie zu ehren, sondern die ganze Verwandtschaft des Herrn.

Rudolf Grulich

Vor 60 Jahren

Egerer Kreuzschwestern bezogen 1952 ein neues Heim in Werneck

In der alten Heimat waren die Kreuzschwestern von Eger die größte katholische Schwesternkongregation. Der böhmischen Provinz dieser im 19. Jahrhundert aus der Schweiz nach Böhmen gekommenen Gemeinschaft gehörten 1938 insgesamt 955 Schwestern an, die bis auf wenige Ausnahmen Deutsche waren. Die Schwestern hatten 72 Klöster und Niederlassungen, darunter 35 Krankenhäuser, in denen 552 Schwestern arbeiteten. Erst 1930 bis 1933 war in Eger an der Reichsstraße im westlichen Randgebiet der Stadt ein neues Provinzhaus errichtet worden, nachdem der alte Bau in der Gschier-

straße zu klein geworden war. Auch die Egerer Kreuzschwestern erlitten nach Kriegsende das Schicksal der Vertreibung, aber sie fassten in Bayern wieder Fuß und wurden schon 1947 als Körperschaft des öffentlichen Rechts anerkannt. Schon am 29. Januar 1947 hatte dafür Papst Pius XII. die Voraussetzungen geschaffen, als er dem Gesuch des Generalrates der Kongregation um Erlaubnis einer Provinz in Bayern mit Postulat und Noviziat zustimmte. Wie viele Egerländer erlebten auch die Kreuzschwestern 1945 das Schicksal des Verlustes ihrer Heimat in vielfältiger Weise: Flucht über die nahe Grenze, wilde Vertreibung, geregelter Abschub ...

„Der Herr hat den Schwestern der Provinz Böhmen im Jahre 1945 viel genommen: die Verbindung mit ihren Familien, mit ihrem Volke; die Möglichkeit des freien Wirkens im Beruf; die Selbständigkeit der Provinz. Das Schicksal der einzelnen Schwestern war ungewiß. In dieser bedrängten Lage machte sich die letzte Provinzoberin, Frau Alexandrina Brömse, begleitet von Schwester Präfektin Mechtildis Seman, am 6. Juni 1945 auf, um in der benachbarten Diözese Regensburg für jene Schwestern, die auf bayerischem Boden wirken wollten, eine Unterkunft und die Möglichkeit für die Ausübung eines Berufes, der ihrer Ausbildung gemäß war, zu suchen,“ schreibt Schwester Maria Schusta in der Institutsgeschichte der neuen Provinz Bayern. *„Nach vorübergehenden Schwierigkeiten von Seiten des bischöflichen Ordinariates wurden Kontakte mit der Caritas der Diözese Regensburg aufgenommen; auf die Bitten des Diözesancaritäsleiters zogen ‚Schwestern aller Gattungen‘ nach Bayern. Die ersten gelangten zu Fuß dorthin, mitunter auf Schleichwegen, kaum mit dem Notwendigsten versehen; später kamen sie mit dem Fahrrad, mit Pferdewagen, Lastauto und endlich mit der Eisenbahn.“*

Erste Aufnahmestätte der Heimatsuchenden war das Augustinerkloster Fuchsmühle, wo sie der Prior zur Haushaltsführung des Klosters und zur Leitung eines Kinderheimes aufnahm. Später kamen neue Wirkungsstätten in Luhe, Neukirchen und Nabburg hinzu, von wo aus die Schwestern ambulante Krankenpflege leisteten oder in Kindergärten und Schulen wirkten. Die älteren Vertriebenen wissen noch, wie schwer jene Zeit war: Mangel an Heizmaterial im Winter, fehlende Einrichtung in den Zimmern bei Privatleuten, das Fehlen von Lehr- und Lernmitteln. Erster Sitz der Leitung wurde das Schloss Tunzenberg in Niederbayern, das seine Besitzer als Unterkunft für die vertriebenen Schwestern bereitgestellt hatten. Hierhin kam der erste organisierte Transport von 23 Schwestern, deren aufopfernde Tätigkeit anerkannt wurde, so dass Bischof Michael Buchberger bereit war, weitere Schwestern aufzunehmen. 1946 übernahmen sie das Kinderheim in Offenstetten, später auch Altersheime wie in Riedenburg und

Wörth an der Isar. Da Tunzenberg sehr abgelegen war, übersiedelte die Leitung ins Kloster St. Klara nach Regensburg, wo 1948 bereits die Einkleidung neuer Schwestern erfolgte. Dies war zwar erfreulich, führte aber wieder zu Raumnot, so dass 1948 Schloss Spindelhof erstes provisorisches Provinzhaus wurde.

Über 600 Schwestern waren noch in der alten Heimat geblieben, von denen am 6. Oktober 1950 in einem Sonderzug 232 Schwestern über Furth im Wald nach Bayern ausgesiedelt wurden. Mit Hilfe der Caritas, der Mitschwestern der Provinz Baden und privaten Spenden konnten alle Schwestern untergebracht werden, die Kranken in Tunzenberg und in Mengkofen, die Übrigen auf alle Niederlassungen verteilt, teilweise auch in Baden.

Ende 1950 zählte die Provinz Bayern bereits 413 Schwestern in 34 Niederlassungen, dazu acht Novizinnen, sieben Postulantinnen und 23 Kandidatinnen. 370 Schwestern waren immer noch in der Tschechoslowakei zurückgehalten, wo 1950 alle Orden aufgehoben worden waren. Die Schwestern hatten dort noch in Krankenhäusern gearbeitet, doch 1951 übernahm in einigen Krankenhäusern in Eger in der Lungenheilstätte und im Allgemeinen Krankenhaus, Graslitz, Dux (Krankenhaus und Altenheim), Falkenau und Teplitz weltliches Personal die Pflege der Kranken. Den dadurch freigewordenen Ordensschwestern wiesen die staatlichen Stellen in Fabriken in Marschendorf und Raspenau Arbeit zu. Unterkunft fanden sie in Fabrikinternaten. Erst im Jahre 1954 konnten auch sie und alle anderen noch in Böhmen verbliebenen Kreuzschwestern durch die Vermittlung des Schweizer Roten Kreuzes in die Schweiz übersiedeln. Ein kleiner Teil dieser Schwestern blieb in der Schweizer Provinz, ein Teil schloss sich 1954 beziehungsweise erst 1967 den Mitschwestern in Bayern an.

Als 1952 die Übersiedlung nach Werneck erfolgte, war das für die Provinzleitung bereits der vierte Umzug nach dem Neuanfang nach der Vertreibung. In der Ordenschronik lesen wir: *„Die Schwestern fühlten sich in den hohen Räumen des prächtigen Barockbaues, des einstigen Sommersitzes der Fürstbischöfe von Würzburg, bald daheim“*. Die Schwestern wussten, dass ihr Landsmann Balthasar Neumann, der bekannte Baumeister aus Eger das Schloss entworfen hatte. Es melden sich auch neue Schwestern und schon im August des selben Jahres konnte Bischof Dr. Julius Döpfner persönlich die ersten neuen Schwestern aufnehmen und bei Professfeiern die Gelübde abnehmen. Auf Bitten der Bevölkerung eröffneten die Schwestern noch im Herbst 1952 eine Mittelschule und 1953 eine Haushaltsschule.

Infolge der Ausreise der Schwestern 1954 aus der Tschechoslowakei bemühte sich die Provinzleitung auch wieder um ein eigenes Provinzhaus. Das wurde mit einem Neubau in Gemünden am Main 1956 in Angriff genommen. „Die Arbeiten schritten rasch voran“, heißt es

in der Provinz-Chronik. „Schon am 1. August 1957 grüßte der bunte Richtbaum vom Dachfirst. Am 29 Mai 1958 machte die Provinzleitung mit Schwestern und Novizinnen die glücklichste der vielen Fahrten in Bayern – die Fahrt ins eigene Heim.“ Am 20. Dezember 1958 konnte Bischof Josef Stangl die Weihe der Klosterkirche vornehmen. Seit 1960 erfolgte der Bau der Schule, des Schülerinnenheims und des Seminars für Kindergärtnerinnen. Vor einem halben Jahrhundert wurde im Schuljahr 1961/62 „der Schlusspunkt zu dem großen Werk gesetzt“.

Rudolf Grulich

Vor 50 Jahren starb Kardinal Alois Muench

Der erste „Nuntius“ war ein Freund der Vertriebenen

Vor 50 Jahren starb am 15. Februar 1962 in Rom Kardinal Alois Muench. Im Sommer 1946 hatte er im Taunusstädtchen Kronberg als amerikanischer Bischof von Fargo in Nord-Dakota und als USA-Militärbischof Quartier in der Gartenstraße bezogen. Der Papst hatte ihm bereits im Februar den Titel eines „Apostolischen Visitators für Deutschland“ verliehen, um „die Kirche in diesem unglücklichen Land zu visitieren und dem Papst Bericht über seine Eindrücke zu erstatten.“ Es sollte eine vorübergehende Aufgabe von etwa acht Monaten sein. Bischof Muench konnte nicht ahnen, dass er 13 Jahre in Deutschland bleiben würde, da er nach Gründung der Bundesrepublik erster Nuntius im Deutschland der Nachkriegszeit wurde.

Alois Muench wurde am 18. Februar 1889 als ältestes von sieben Kindern in Milwaukee in einer deutschen Familie geboren. Der Vater Joseph war Sudetendeutscher und stammte aus Sankt Katharina im Böhmerwald, die Mutter Theresa Barbara, eine geborene Kraus, war aus Kemnath in der Oberpfalz eingewandert. Die beiden hatten sich als Auswanderer in der Neuen Welt kennen gelernt und nach der Heirat in Milwaukee niedergelassen. Der Vater starb 1936, die Mutter erst 1955. Seine Schulzeit verbrachte Alois Muench ebenso wie sein Theologiestudium in seiner Heimatstadt. Hier war er nach der Priesterweihe 1913 auch als Kaplan tätig, ehe ihn sein Erzbischof 1917 nach Madison schickte, wo er Sozialwissenschaften studierte. Hier arbeitete er während des Zusatzstudiums auch als Studenten- und Krankenhauspfarrer. 1919 erwarb er den akademischen Titel eines Master of Arts, 1921 in Freiburg in der Schweiz auch den Doktorgrad. Weiteren Studien oblag er in Löwen, Paris und Oxford. Nach Amerika zurückgekehrt, lehrte Alois Muench am heimischen Priesterseminar Dogmatik und Sozialwissenschaften. 1929 wurde er Rektor des Se-



Der „Vatikan“ in Kronberg

minars und 1935 Bischof von Fargo in Nord-Dakota.

In seiner Diözese baute Muench die Caritas auf und setzte all das in die Praxis um, was er studiert hatte. Er tat es mit deutscher Gründlichkeit, wie die „Catholic Action News“ hervorhob. Als Mitglied der Päpstlichen Kommission für die Katholischen Universitäten Amerikas und der Bischöflichen Kommission für den Frieden unter den Völkern war er in Rom geschätzt, so dass ihm Papst Pius XII. 1946 die geistliche Führung der im besiegten Deutschland stationierten katholischen Soldaten der

amerikanischen Armee anvertraute und dazu die schwierige Visitation der katholischen Kirche im zerstörten Nachkriegsdeutschland. In einem Transportflugzeug der US-Army reiste Bischof Muench Ende Juni 1946 über die Bermudas, Azoren und Paris nach Rom. Der Papst machte ihm klar, wie sehr er das deutsche Volk liebte, wenn er sagte, „sein Herz blute für dieses leidende Volk“. Mit einer Lastwagenkolonne, die Tonnen von vatikanischen Hilfsgütern überbrachte, fuhr Muench nach Frankfurt.

Er fand in Deutschland offene Herzen, denn er kam als Freund des deutschen Volkes. In seinem Fastenhirtenbrief hatte er sich 1946 für eine gerechte Behandlung der ehemaligen Feinde eingesetzt und energisch den Morgenthauplan verurteilt.

Seinen Sitz nahm Bischof Muench in Kronberg, nur wenige Kilometer von Königstein entfernt, wo im selben Jahr in den alten Kasernen das Priesterseminar und die Hochschule für die Ost-Vertriebenen entstanden war. Der letzte Rektor des deutschen Priesterseminars in Prag, der spätere Weihbischof Prof. Dr. Adolf Kindermann, war Herz und Motor dieses Vaterhauses der Vertriebenen. Er schrieb nach dem Tode Muenchs:

„Bischof Muench war sehr oft unser Gast in Königstein. Er fehlte auch bei keiner Priestertagung. Immer wieder kam er und brachte jedes Mal eine Aufmerksamkeit für unsere Priester mit. Er war ein Vater der Vertriebenen und Notleidenden. In jenen ersten Jahren unserer Tragödie, da kaum jemand ein Wort für uns einlegen konnte, war es

neben dem Papst Pius XII. besonders Bischof Muench, der in seinen Fastenhirtenbriefen an die Gläubigen der Diözese Fargo seine warnende Stimme erhob.“

In diesen Briefen verurteilte Muench die Vertreibung der Deutschen und nannte das Unrecht beim Namen:

„Die Alten und Kranken, die Frauen und Kinder werden in Güterwagen oder in Viehwagen oder in anderen unsauberen und ungenügend sicheren Wagen verladen. So verläßt dieser Elendszug das Land, das ihnen bisher Heimat war, und fährt der deutschen Grenze entgegen. Familien sind auseinandergerissen, deren Glieder sich wahrscheinlich nie wiedersehen. Wieviel Weh erleiden dadurch Tausende und Abertausende von deutschen Flüchtlingen! Nicht

genug damit! Nicht selten sind die Wächter, die den Zug begleiten, herzlos und grausam. Sie rauben den Vertriebenen ihre bessere Kleidung, sie ziehen ihnen die Schuhe aus. Die Kranken erhalten so gut wie keine ärztliche Hilfe, weil nur wenig Ärzte und Pflegepersonal den Elendszug begleiten und die Ärzte und Krankenpflegerinnen, die selber ausgewiesen werden, haben keine Medikamente. Das Essen ist schlecht und unzureichend, vielleicht ein bißchen dünne Suppe und ein Stück Brot. Dagegen gibt es Läuse, Flöhe und Wanzen in Mengen. Solche, die auf dem Weg sterben, werden irgendwo an der Bahnlinie begraben, wo der Zug gerade hält. Tausende sind gestorben ohne Priester, ohne Sterbesakramente. Die teuflischen Wachtposten haben ihnen sogar in ihrer Grausamkeit die Rosenkränze und die Gebetbücher und Heiligenbildchen entrissen. Die Priester, die das Los der Ausgewiesenen teilen, besitzen keine Soutane mehr, kein Meßgewand, keinen Kelch, kurz, kein einziges der Geräte, die für die Feier der heiligen Messe nötig sind. Wenn dann diese armen Menschen in den Auffanglagern in Deutschland ankommen, sehen sie aus wie wandelnde Leichen, zerlumpt, mit Geschwüren bedeckt. Sie erhalten



Bischof Muench und Prälat Adolf Kindermann

ärztliche Hilfe. Man bringt sie, wenn nötig in ein Krankenhaus, aber sobald es geht, werden sie weiter transportiert in die verschiedenen Gegenden Deutschlands. In den zugewiesenen Quartieren müssen sie dann die Räume mit Alteingesessenen teilen. Dabei sind sie meist gezwungen, auf dem Lande zu bleiben, denn die Häuser der großen Städte liegen in Trümmern. Darum ist neben der Kleidungs- und Nahrungsnot das Wohnungselend unbeschreiblich. Man soll sich einmal vorstellen: einunddreißig Millionen Leute strömten aus den angrenzenden Ländern in die Vereinigten Staaten! Diese Summe würde ungefähr den zwölf Millionen deutschen Flüchtlingen entsprechen, nach den Verhältnissen in Deutschland umgerechnet. So betrachtet, sieht man, wie ungeheuer das Problem ist, aber auch, wie grausam die Austreibung dieser Leute ist.

In der ganzen Geschichte gibt es nichts, was sich mit diesen grausamen Menschenverschiebungen vergleichen ließe. Mit Recht erklärte ein amerikanischer Korrespondent, der selbst Augenzeuge dieser Menschentragedie war, es sei dies die ‚unmenschlichste Entscheidung‘, die je von Staatsmännern getroffen worden sei. Ob nicht die spätere Geschichte unserem Zeitalter den Anspruch auf Kultur abspricht?“

Durch diese Worte Muenchs und seine weiteren Informationen wurden auch andere amerikanische Bischöfe auf die Not in Deutschland aufmerksam und verurteilten das Unrecht der Vertreibung. Als Leiter der Vatikanischen Mission für Deutschland bemühte sich Bischof Muench auch um konkrete Hilfe für die Vertriebenen. Er tat dies mit großer Geduld zu einer Zeit, da Deutschland noch in vier Besatzungszonen aufgeteilt war. Allein von Sommer 1946 bis Sommer 1949 gingen von Rom aus 950 Eisenbahnwaggons zu je 17 Tonnen Hilfsgütern nach Deutschland.

Aus den Monaten, die Muenchs Mission eigentlich nur dauern sollte, wurden Jahre. Da der Vatikan niemals die Vernichtung Deutschlands anerkannt hatte, blieb die Nuntiatur nach dem Tode von Erzbischof Orsenigo, der Ende 1945 in Eichstätt gestorben war, verwaist. 1949 ernannte Papst Pius XII. Bischof Muench zum Verweser der Nuntiatur und 1951, als Deutschland von den Westmächten die Vollmacht erhielt, selbst seine Außenpolitik zu führen, zum Apostolischen Nuntius. So übersiedelte der 1950 auch zum Erzbischof ernannte Muench nach Bad Godesberg. Seine Freundschaft zu Königstein blieb, wie Weihbischof Kindermann im Nachruf schrieb: „Mit der Errichtung der Deutschen Bundesrepublik wurde Bischof Muench ihr erster Nuntius. Damit ging uns auch bald die nahe Nachbarschaft verloren. Aber Nuntius Muench blieb uns auch von Bad Godesberg aus treu und verbunden. Mit väterlichem Wohlwollen begleitete er die Entwicklung Königsteins.“

Acht Jahre wirkte er als Nuntius. Auch in dieser Zeit kam er nach Königstein und zu verschiedenen Treffen der Ackermannsgemeinde. Durch seinen Vater fühlte er sich als Sudetendeutscher. Sein Nachfolger als Nuntius in Bonn, Erzbischof Konrad Bafle, sprach von „engen Beziehungen, die meinen hochverehrten Vorgänger von Anfang an mit den Königsteiner Werken verbanden“ und von „seiner liebenden Sorge für die Heimatvertriebenen, denen er sich in Gedanken an den Geburtsort seines Vaters im Böhmerwald besonders verbunden fühlte“. 1959 berief Papst Johannes XXIII. Erzbischof Muench an die Kurie nach Rom und ernannte ihn zum Kardinal. Beim Eucharistischen Weltkongreß 1960 in München feierte er mit den Sudetendeutschen ein feierliches Pontifikalamt. Er starb am 15. Februar 1962.

Rudolf Grulich

Die orthodoxen Kirchen in der EU

Durch die Aufnahme von Rumänien und Bulgarien in die Europäische Union gibt es seit Anfang 2007 vier Mitgliedstaaten der EU mit orthodoxer Mehrheitsbevölkerung: Neben den beiden neuen Mitgliedern sind es Griechenland und Zypern.

Doch die Orthodoxie ist heute in allen EU-Staaten nicht nur mit Gläubigen und Pfarreien vertreten, sondern auch mit Bischöfen und Diözesen und sogar in einigen Ländern mit verschiedenen selbständigen Nationalkirchen wie in Finnland, Polen, Estland, Tschechien und in der Slowakei.

Selbständige Orthodoxe Kirchen in der EU

In Finnland ist die Orthodoxe Kirche neben der Evangelisch-Lutherischen Kirche als zweite Staatskirche anerkannt. Sie zählt drei Bistümer, und zwar das Erzbistum Karelien und die Metropolien Helsinki und Oulu. Das Oberhaupt trägt der Titel eines Erzbischofs von Karelien und ganz Finnland.

Wie in Finnland hatte schon in der Zwischenkriegszeit das Ökumenische Patriarchat in Konstantinopel auch den orthodoxen Kirchen in Estland 1923 und in Polen 1924 die Selbstständigkeit zuerkannt. Die Polnisch-Orthodoxe Kirche hat eine Pfarrei in Hamburg.

Für die seit 1923 in der Tschechoslowakei bestehende orthodoxe Kirche hatte das Moskauer Patriarchat nach der Zweiten Weltkrieg die Autokephalie (Selbständigkeit) genehmigt, was aber von Konstantinopel zunächst nicht anerkannt wurde.

Die orthodoxe Kirche in Estland wurde 1940 und erneut 1944 gewaltsam dem Moskauer Patriarchat unterstellt und erhielt erst nach der Unabhängigkeit Estlands nach vielen Querelen, ja einem zeitweiligen Schisma zwischen Moskau und Konstantinopel wieder ihre Unabhängigkeit.

Als am 1. Januar 1993 die damalige ČSFR durch die Loslösung der Slowakei zerfiel, wahrte die Orthodoxe Kirche die Einheit und nennt sich heute Orthodoxe Kirche in den böhmischen (tschechischen) Ländern und in der Slowakei.

So sind acht selbständige orthodoxen Kirchen in der EU vertreten: Das Patriarchat Rumänien, das Patriarchat Bulgarien, die Orthodoxe Kirche Zyperns, die Orthodoxe Kirche Griechenlands, die Orthodoxe Kirche Finnlands, die Orthodoxe Kirche Polens, die Orthodoxe Kirche der böhmischen Länder und der Slowakei und die Orthodoxe Kirche Estlands.

Die Zahlenverhältnisse dieser Kirchen sind nach der Einwohnerzahl des Staates und nach dem Anteil der orthodoxen Gläubigen an der Gesamtbevölkerung äußerst unterschiedlich:

So hat die orthodoxe Kirche in Rumänien bei einer Einwohnerzahl von 22 Millionen, die zu über 86 Prozent orthodox sind, im Inland 26 Bistümer, 11 102 Pfarreien und 13 924 Priester, 423 Klöster mit fast 3000 Mönchen und über 5100 Nonnen. Die orthodoxen Kirchen Finnlands, Estland oder der Tschechischen Republik zählen dagegen nur einige Zehntausende von Gläubigen.

Von den in der EU beheimateten Kirchen haben die rumänische und die bulgarische Kirche auch Diözesen in anderen Ländern der Europäischen Union, und zwar die Rumänen eine Diözese Deutschland und in Paris eine Diözese Westeuropa, die Bulgaren in Berlin einen Bischof für Mittel- und Westeuropa.

Andere orthodoxe Kirchen

In allen Mitgliedsländern der EU sind aber auch andere orthodoxe Kirchen seit Jahrzehnten beheimatet, deren Oberhäupter außerhalb der EU ihren Sitz haben. An erster Stelle steht hier das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel, dem eigentlich alle orthodoxen Gläubigen unterstehen, die außerhalb der Zuständigkeitsbereiche der alten Patriarchate von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem leben. Das meinte in der alten ungeteilten Kirche der Titel „Ökumenischer Patriarch“.

Daher ist der Patriarch von Konstantinopel in der Türkei zwar ein Patriarch für nur noch einige Tausend Griechen, aber weltweit hat er

Diözesen auf allen Kontinenten, darunter in der EU in Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Österreich, Schweden, Belgien und Italien.

Der aus Zypern stammende griechische Erzbischof in London trägt den Titel „von Thyateira und ganz Großbritannien“. Ihn unterstützen im Vereinigten Königreich fünf weitere Bischöfe. Der Metropolit für Frankreich in Paris ist auch Exarch für die Iberische Halbinsel, der Metropolit für Österreich auch Exarch von Ungarn, und der Metropolit in Stockholm betreut außer Schweden alle skandinavischen Länder außer Finnland als Exarch des Nordens. In Brüssel residiert ein Metropolit, der auch Exarch für die Niederlande und Luxemburg ist und dem ein weiterer Bischof zur Seite steht.

Außer dem Metropoliten Augustinos für Deutschland, der auch Exarch für Mitteleuropa ist, sind weitere griechische Bischöfe des Ökumenischen Patriarchates in Stuttgart, Hannover, München und Aachen tätig.

Erst 1991 entstand in Venedig eine griechische Diözese für Italien, deren „Metropolit für ganz Italien“ auch „Exarch für Südeuropa“ ist.

In Griechenland unterstehen die erst nach 1881 griechisch gewordenen Landesteile ebenfalls dem Ökumenischen Patriarchat, also Kreta, Nordgriechenland und die Inseln der Dodekanes, die erst 1908, 1912 und 1947 zu Griechenland kamen.

Eine Reihe osteuropäischer Exilkirchen haben sich nach beiden Weltkriegen ebenfalls dem Patriarchat Konstantinopel unterstellt, so viele Russen mit einem Exarchat (Erzbistum) Westeuropa mit Bischöfen in Frankreich (Paris, Nizza und Senonches) und Pfarreien in Frankreich, Italien, Belgien und den Niederlanden, dazu rumänische Gemeinden in Deutschland, die aus ihrer antikommunistischen Einstellung heraus den Patriarchen in Bukarest nicht anerkennen wollten, aber auch orthodoxe Ukrainer in Großbritannien, Deutschland, Frankreich und Belgien.

Dazu kommen Bischöfe der sogenannten Russischen Auslandskirche in München, Cannes und Provémont.

Vor allem die Russen des Exarchates Westeuropa des Ökumenischen Patriarchates feiern die Liturgie schon teilweise in den Sprachen der nunmehrigen Heimatländer, so in Französisch in Frankreich und Belgien und in den Niederlanden (in Breda, Deventer, Maastricht, Sint Hubert) in Niederländisch.

Weitere orthodoxe Kirchen in der EU sind das Moskauer Patriarchat, die Serbisch-Orthodoxe Kirche und das Patriarchat von Antiochien. Russische Diözesen sind in den baltischen Staaten Reval (Tallinn), Riga und Wilna (Vilnius), russische Bischöfe gibt es in West- und Mitteleuropa auch in Berlin, Düsseldorf, Wien, London, Oxford, Brüssel und Paris.

Serbische Diözesen sind in Mitteleuropa mit einem Bischof in Himmelsthür und 43 Pfarrstellen in Deutschland, in Großbritannien und Skandinavien vertreten, mit einem Bischof im schwedischen Johanneshov sowie in Paris. Für Slowenien und Italien ist der serbisch-orthodoxe Metropolit in Zagreb zuständig, der auch den Titel führt „Metropolit von Zagreb, Ljubljana und Italien“.

Auch die Mazedonisch-Orthodoxe-Kirche, die sich 1967 von der Serbisch-Orthodoxen-Kirche trennte und sich für selbständig erklärte, konnte Gemeinden in Dortmund, Bielefeld, Hamburg, München, Stuttgart und Nürnberg gründen. Das Orthodoxe Patriarchat Antiochien hat arabische Pfarreien in Deutschland und einen Bischof in Paris.

Dass die Orthodoxe Kirche die Zeichen der Zeit in der Europäischen Einigung erkannt hat, zeigt die Tatsache, dass das Ökumenische Patriarchat 1994 in Brüssel ein Büro der Orthodoxen Kirche bei der Europäischen Union errichtet hat, das der Metropolit in Brüssel leitet und dessen Adresse ist: Place de Jamblinne de Meux 40, B-1030 Bruxelles, Altorientalische, vorchalzedonische orthodoxe Kirchen.

Nicht nur die orthodoxen Kirchen des byzantinischen Ritus sind heute in den meisten Mitgliedstaaten der EU zu nennen, sondern auch die sogenannten altorientalischen oder vorchalzedonischen Kirchen, die sich nach dem Konzil von Ephesus 431 oder nach dem Konzil von Chalzedon 451 von der Gesamtkirche lösten, also die „Nestorianer“ und „Monophysiten“.

Von den seit einigen Jahrzehnten gespaltenen Nestorianer hat die „Assyrische Kirche des Ostens“ eine Diözese Europa, deren Bischof in Schweden (Norsborg) und London Adressen hat; in Mainz finden wir einen Bischof der sogenannten „Alten Apostolischen und Katholischen Kirche des Ostens“.

Auch alle Kirchen, die das Konzil von Chalzedon ablehnten, haben heute Diözesen in verschiedenen EU-Staaten: Armenische Bischöfe finden wir in Bukarest und Sofia, in Athen, Wien, London, Amsterdam, Köln, Paris, Lyon und Marseille, koptische in London, Solihull (bei Birmingham) und in Kirkcaldy (Nordirland), in Rom, Mailand, Le Revest-les-Eaux (Frankreich) und in Deutschland in Höxter. Für England ist ein äthiopischer Oberhirt in London zuständig, und auch die erst durch die Lostrennung Eritreas von Äthiopien entstandene Unabhängige Eritreisch-Orthodoxe Kirche hat zwei Bischöfe in London. In Deutschland existieren äthiopische Gemeinden z. B. in München, Stuttgart, Frankfurt und Nürnberg.

Die Syrisch-Orthodoxe Kirche hat für die Asylanten und Gastarbeiter aus der Türkei und dem Nahen Osten Bischöfe in den Niederlanden (Glane), Schweden (Södertälje) und in Deutschland in Warburg eingesetzt.

Überholtes Ost-West-Denken

Angesichts der weltweiten Vielfalt orthodoxer Kirchen können wir uns heute von der Schablone Ostkirche-Westkirche verabschieden, wenn wir bedenken, dass es allein in Deutschland 16 orthodoxe Bischöfe gibt. Auch in Mittel- und Westeuropa haben die orthodoxen Kirchen Klöster und Seminare gegründet, eine kirchliche Presse geschaffen und kulturelle und caritative Vereinigungen ins Leben gerufen. Das gilt nicht nur für Europa, sondern ebenso und noch mehr für Übersee. In Australien findet man griechische, serbische, mazedonische, russische, syrische, armenische und nestorianische Bischöfe ebenso wie in den USA, Kanada und Lateinamerika.

Die orthodoxen Ostkirchen sind ebenso Weltkirchen geworden wie viele der mit Rom unierten Kirchen der verschiedenen östlichen Riten. Syromalabaren und Syromalankaren haben in Indien Groß-erzbischöfe und Diözesen (die Syromalabaren auch in Chicago), die Maroniten Bistümer in den USA, Kanada, Argentinien, Brasilien, Australien und Mexiko, die Syrisch-Katholische Kirche in den USA, Kanada und Venezuela. Ähnlich ist es bei den armenischen Katholiken, mit der Chaldäischen Kirche und den verschiedenen Kirchen des byzantinischen Ritus wie katholischen Melkiten, Rumänen, Ruthenen und Ukrainern, die auch in der EU vertreten sind.

Was die Beitrittskandidaten der EU angeht, so hat auch Mazedonien eine mehrheitlich orthodoxe Bevölkerung mit einer seit 1967 selbständigen Kirche, deren Autokephalie aber von den Schwesterkirchen noch nicht anerkannt ist. In Kroatien, das EU-Beitrittskandidat ist und für 2013 die Aufnahme in die EU erwartet, hat die Serbisch-Orthodoxe Kirche vier Diözesen.

Rudolf Grulich

Die Muttersprache Jesu in der EU

Aramäisch-Syrisch-Assyrisch?

Jesu Muttersprache, in der er seinen Aposteln und uns das Vater-unser lehrte, war **Aramäisch**. Seit der Babylonischen Gefangenschaft war bei den Juden das **Hebräische** nur doch die Sprache der Bibel und des Gottesdienstes. Als Reichsaramäisch war das **Aramäische** im ganzen Perserreich von Ägypten bis zur Ostgrenze des Reiches als Verkehrssprache verbreitet.

In christlicher Zeit wurde in der syrischen Kirche das Aramäische durch die Bibelübersetzung und die Verwendung in der Liturgie eine bedeutende Literatursprache und wurde meist als **Syrisch** bezeich-

net. So ist **Aramäisch** und **Syrisch** gleichzusetzen und hat nichts mit der heutigen Staatssprache Syriens zu tun, die Arabisch ist. Manche Grammatiken des Neu-Aramäischen, also des heute noch gesprochenen Aramäisch, tragen Titel, in denen die Sprache als **Neu-Syrisch** bezeichnet wird.

In der alten Kirche haben große syrische Kirchenväter gewirkt. Am bekanntesten ist bis heute der heilige Ephraem, der für seine Hymnen mit dem Ehrentitel „Harfe des Heiligen Geistes“ benannt wurde und den Papst Benedikt XV. im Jahre 1920 zum Kirchenlehrer erhob. Nach der arabisch-islamischen Eroberung wird das Syrische noch bis in die Zeit der Kreuzzüge viel gesprochen, dann aber vom Arabischen stark zurück gedrängt. Es hielt sich im 20. Jahrhundert nur noch in der Südosttürkei, im nördlichen Irak und in Persien in der Umgebung des Urmia-Sees, in Syrien nur im Dorf Malula.

Als liturgische Sprache war aber das Syrische durch alle Jahrhunderte in Gebrauch, und zwar bei den Nestorianern und den Syrisch-Orthodoxen sowie bei den katholischen Chaldäern, den mit Rom unierten Syrern und bei den Maroniten. Dabei benutzen die Nestorianer und Chaldäer den ostsyrischen Ritus, die Syrisch-Orthodoxe und Syrisch-Katholische Kirche und die Maroniten den westsyrischen Ritus. Auch die verschiedenen Thomas-Christen Indiens, auch die Malabaren und Mlankaren, die heute im Bundesstaat Kerala in der Landessprache Malayalam den Gottesdienst feiern, kennen das Syrische noch wie die Katholiken einst das Latein als liturgische Sprache.

Heute bezeichnen die Christen aus dem Orient, die noch die syrische bzw. aramäische Muttersprache beherrschen, ihre Sprache oft als Assyrisch und nennen sich und ihre Volksgruppen Assyrer. Die Bezeichnung entstand im 19. Jahrhundert, als englische und amerikanische, später auch deutsche protestantische Missionare, aber auch katholische Lazaristen im Osmanischen Reich und in Persien diese Christen neu „entdeckten“ und ein neusyrisches Schrifttum belebten. Man hielt diese Christen für Nachfahren der Assyrer, wollte aber gleichzeitig über die konfessionellen Trennungslinien von Nestorianern, Chaldäern, syrischen Orthodoxen und Katholiken sowie verschiedenen Protestanten hinweg ein neues Nationalbewusstsein schaffen.

Die konfessionelle Zersplitterung hatte auch im Lauf der Jahrhunderte zu drei verschiedenen Schriften und zu einer sprachlichen Aufgliederung in West- und Ostassyrisch geführt. Die Vielzahl aramäischer Vereine in Europa rührt auch davon her, dass sich die aramäischen Muttersprachler nicht auf einen einheitlichen Namen ihrer Sprache einigen konnten. Daher die Bezeichnungen Aramäisch, Assyrisch oder Suryoye.

Hartes Schicksal im 20. Jahrhundert

Der Erste Weltkrieg hat die Assyrer hart getroffen, ja sogar an den Rand des Abgrunds gebracht. Mehr als eine halbe Million kam damals ums Leben, als die türkische Regierung die „Endlösung“ der Armenier beschloss, aber diese Opfer sind im Vergleich zu den Armeniern fast vergessen. Auch zwischen beiden Weltkriegen litten die Assyrer im Irak und in der Osttürkei, in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts vor allen in den verschiedenen Kurdenkriegen im nördlichen Irak, aber auch durch erzwungene Abwanderung aus der Südosttürkei und nach der islamischen Revolution aus dem Iran, heute besonders durch den Bürgerkrieg im Irak. So kamen Hunderttausende nach Europa und Amerika, so dass es heute in den USA, Kanada, Lateinamerika und Europa nestorianische, chaldäische und syrisch-orthodoxe Bischöfe und Diözesen gibt.

Auch in verschiedenen Staaten der Europäischen Union leben Zehntausende von Christen mit assyrischer Muttersprache, die meisten in Schweden und Deutschland. Sie haben sich in zahlreichen Kulturvereinen und Verbänden organisiert, pflegen die Sprache, geben Zeitungen und Schulbücher heraus, gründeten auch Druckereien und Schulen und sind im Internet vertreten.

Syrisch-Orthodoxe Bischöfe gibt es heute in Schweden, in den Niederlanden und in Warburg für Deutschland, aber auch in Frankreich, Belgien und in Österreich; zwei nestorianische Bischöfe auch in Schweden und Deutschland.

Letztere gehören den beiden heute getrennten Kirchen der Nestorianer an: Die „Assyrische Kirche des Ostens“, deren Patriarch heute in den USA residiert, hat eine Diözese für „Europa“ mit einem Bischof, der zwei Niederlassungen im schwedischen Norsborg und in London hat und zuständig ist für Großbritannien, Dänemark, Schweden, Frankreich, Deutschland, Österreich und Griechenland. Der Bischof in Mainz untersteht dem Patriarchen der „Alten Apostolischen und Katholischen Kirche des Ostens“ mit Sitz in Bagdad.

Die Syrisch-Orthodoxe Kirche nennt sich heute auch Syriac-Orthodox Church, nicht mehr Syrian-Orthodox, um zu zeigen, dass sie mit dem Staat Syrien nichts zu tun hat. Ein Erzbischof für Europa im niederländischen Glane war für Mitteleuropa und die Benelux-Länder zuständig, ehe in Warburg ein eigener Bischof für Deutschland ernannt wurde. Der Metropolit im schwedischen Södertälje betreut mit einem weiteren Bischof die Gläubigen in Skandinavien.

In Deutschland gibt es bereits 45 syrisch-orthodoxe Kirchengebäude mit fast 50.000 Gläubigen. Der erste Priester kam schon 1971 nach Dasing bei Augsburg. Große Gemeinden sind in Augsburg, Berlin, Köln, Gütersloh, Bietigheim, Wiesbaden, Worms, Gießen und

in anderen Städten. In den Niederlanden (Glane), Schweden (Södertälje) und in Deutschland (Warburg) existieren auch syrische Klöster, denn das Mönchtum hat in der syrisch-orthodoxen Kirche eine lange Tradition.

Da es in der Türkei nur türkisch-sprachige Schulen gibt, sprechen viele Assyrer besser Türkisch oder Arabisch, aber sie pflegen heute wieder ihre eigentliche Sprache und eigene alte assyrische Schrift in meistens zwei Varianten, von denen eine die Estrangelo ist, die andere die nestorianische Version.

Das Hilfswerk „Kirche in Not“ hat nicht nur seit Jahrzehnten die Christen im Irak und in der Türkei unterstützt, sondern auch für die assyrischen Christen in der Emigration schon die alte Fassung der Kinderbibel, dann aber auch die Neuausgabe „Gott spricht zu seinen Kindern“ in Westassyrisch und Ostassyrisch herausgegeben. Beim Kongress des Werkes 2006 in Augsburg sang ein assyrischer Chor mit Kathy Kelly das Vaterunser in Jesu Muttersprache.

Rudolf Grulich

Neuerscheinung:

Hampels langer Weg nach Moskau

Der aus dem sudetenschlesischen Klein-Herrlitz bei Troppau stammende Theologieprofessor Adolf Hampel ist nicht nur ein bekannter Hochschullehrer und Referent, sondern auch ein begnadeter Erzähler. Das zeigte er auch kürzlich, als er bei der 60-Jahrfeier des Heiligenhofs über seine Kontakte zu tschechischen Dissidenten berichtete. Durch die hier jetzt vorliegenden Erinnerungen „Mein langer Weg nach Moskau“ werden Teil seiner Lebensgeschichte und Erlebnisse nun auch schriftlich erfahrbar. Hampel war immer ein unbequemer Zeitgenosse und Schwarz-Weiß-Malerei ist ihm fremd. So spart er bei seinen autobiographischen Schilderungen auch die Krisenzeiten nicht aus. Sein Leben war keine Einbahnstraße, auch keine *via triumphalis*. Und doch wird beim Lesen ein Faden erkennbar, eine Richtschnur, die ihm auf seinem langen Weg nach Moskau Orientierung gab. 1933 als jüngster von acht Geschwistern eines Bauern geboren ist er hineingeworfen in die großen Umwälzungen dieser Zeit, von denen seine Heimat Sudeten-Schlesien nicht verschont bleiben sollte. Zu diesen großen Umwälzungen gehört selbstverständlich auch die brutale Vertreibung der Sudetendeutschen, die der Autor mit seiner Familie durchlebte und in diesem Buch eindrücklich schildert. Trotz oder gerade aufgrund seiner Erlebnisse nach dem Krieg wendet sich Hampel Russland zu, erlernt die Sprache und studiert in Rom

am Collegium Russicum. 1962, im Jahr seiner Promotion erhält er einen Ruf aus Königstein, wirkt dort fortan als Dozent für Ostkirchenkunde und Marxismus und knüpft Kontakte in die verschiedenen Länder Mittel- und Osteuropas. Es ist spannend zu lesen, wie diese Arbeit in den folgenden Jahrzehnten fruchtbringend werden sollte. Als Kenner des Ostens war Hampel an vielen Brennpunkten Osteuropas in den letzten Jahrzehnten stets zugegen. Ob in der Tschechoslowakei, im Baltikum, Georgien, in der Ukraine, in Moldawien, Aserbaidschan, oder in den Balkanländern: Stets ist Hampel darum bemüht, seine Kontakte zu nutzen, um eine positive Wende

herbeizuführen. Hampel beweist sich auf die für ihn charakteristische bescheidene Art als ein Mann der Tat. Papst Johannes Paul II. sprach einmal bildhaft von West- und Osteuropa als den „zwei Lungenflügeln Europas“. Hampel hatte längst vor der Wahl des polnischen Papstes dieses Bild vor Augen, es war Richtschnur für sein Handeln, denn er begann bereits früher nach den gemeinsamen und tief reichenden Wurzeln Europas zu graben, die der Eiserner Vorhang nur überdeckt hatte, aber nicht ganz zuschütten konnte.

Dieses Buch gewährt mehr als diverse Einblicke, wenn wir Hampel in fast alle ehemals kommunistischen Länder Ostmitteleuropas bis nach Moskau und in den Kaukasus begleiten. Wir treffen mit ihm Staatsmänner und Dissidenten, unterdrückte Kirchenmänner und Schriftsteller. Er war auf der Suche nach der legendären, aber verschollenen Ikone der Muttergottes von Kazan bei Patriarchen und sogar beim Papst, erzählt aber auch von Grenzerfahrungen, die einem Josef Schwejk Ehre machen könnten. Das uns doch eigentlich so nahe liegende Mittel- und Osteuropa erweist sich einmal mehr für manche von uns als „Ferner Osten“, so exotische Aspekte kann der Autor uns vermitteln. Aber Hampel gelingt es, dieses Spannungsverhältnis aufzulösen und die Gemeinsamkeiten und Verbindungen mit diesem Raum aufzuzeigen. Es ist ein Glück, dass das Buch rechtzeitig zum Sudetendeutschen Tag erscheint.

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau. Ausgewählte Erinnerungen.** Gerhard Hess Verlag 2012. 176Seiten, EUR 12,80.



Unser Bücherangebot

Neu!

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau. Ausgewählte Erinnerungen.** 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.**

164 Seiten, EUR 5,00.

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, EUR 36,00.

Kurt. A. Huber, **Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.** Herausgegeben von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich.

800 Seiten, EUR 59,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.**

240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, EUR 7,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.**

272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat.

Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.**

207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80.